

# Die Schweizer Weltkriegsdebatte: Ein erster Rückblick

Thomas Maissen

---

Am 6. Dezember 1999 hat die nach ihrem Vorsitzenden benannte »Volcker-Kommission« ihren Schlußbericht zu den nachrichtenlosen Konten auf Schweizer Banken vorgelegt, und noch in derselben Woche präsentierte die Unabhängige Expertenkommission (UEK) unter dem Wirtschaftshistoriker Jean-François Bergier ihren zweiten Zwischenbericht, diesmal zur Flüchtlingspolitik während des Krieges. Die durchaus kontroversen Veröffentlichungen dominierten je einen Tag lang die Medien und wurden rasch beiseite gelegt. Tatsächlich ist das breite, insbesondere auch internationale Interesse an der Schweizer Vergangenheitsdebatte erloschen, seit sich die hiesigen Großbanken in der »Globallösung« vom 12. August 1998 mit den Klägern in den amerikanischen »class-actions« auf eine Vergleichssumme von 1,25 Mrd. Dollar geeinigt haben. Noch haben die Kläger und ihre Anwälte die letzten Verteilungsmodalitäten nicht geklärt, ist also die Globallösung nicht rechtsgültig umgesetzt. Desgleichen wird die UEK erst im Laufe des Jahres 2001 ihren Schlußbericht sowie rund 15 Teilstudien abliefern und damit die im Dezember 1996 vom Parlament beschlossene »historische und rechtliche Untersuchung des Schicksals der infolge der nationalsozialistischen Herrschaft in die Schweiz gelangten Vermögenswerte« beenden. Obwohl also noch rechtliche und historiographische Klärungen ausstehen, ist bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine erste Analyse des wohl ausgestandenen politischen Konflikts möglich – und im Hinblick auf die dahinter verborgenen grundsätzlichen Probleme auch für die zukünftige Orientierung sinnvoll.<sup>1</sup>

---

## Verletzende Anklagen

---

Die Schweiz war seit 1996 Gegenstand heftiger und manchmal sehr unfairer Attacken, die im Falle der »Expertisen« Alan Morris Schoms über Flüchtlingslager und NS-Organisationen in der Schweiz – sei es aus Ignoranz, sei es aus Perfidie – bis zur Geschichtsfälschung reichten. Bezeichnend, aber kein Ruhmesblatt für die internationalen Medien ist das Erlebnis einer Kollegin. Als sie in Australien ihrem Taxifahrer, einem asiatischen Immigranten, sagte, sie sei Schweizerin, wußte der,

woran er war: Die hätten ja damals viele Juden umgebracht. Verständlicherweise reagierte insbesondere die sogenannte »Aktivdienstgeneration«, die damals Mobilisierten und ihre Angehörigen, fassungslos und tief verletzt auf solche Urteile; sie, die zum allergrößten Teil entschieden antinazistisch gewesen war, unter der Bedrohung gelitten hatte, aber zum militärischen Widerstand entschlossen blieb, galt nun als Handlanger beim Völkermord. Gleichermaßen hilflos wie unangebracht waren bei vielen, auch jüngeren Schweizern die Reaktionen: Verschwörungstheorien, Antisemitismus und Antiamerikanismus. Bei dieser geistigen Abwehr gegen äußere »Erpresser« und innere »Nestbeschmutzer« fehlte die Einsicht, daß zu einem Konflikt mindestens zwei Parteien gehören – etliche Balken vor den eigenen Augen wurden übersehen. Es ist also angebracht, auch das Konfliktverhalten der Schweiz und von Schweizern zu hinterfragen und dabei nicht bloß, wie es manchen beliebt, die angebliche Nachgiebigkeit von Regierung und Banken für die erlittene Demütigung verantwortlich zu machen.

Die Feindbilder der vergangenen Jahre standen auf beiden Seiten in ebenso alter wie primitiver antikapitalistischer Tradition – und dies in den zwei wohl kapitalistischsten Gesellschaften der Welt. Hier raubte der geldgierige und herzlose Schweizer Bankier die wenigen armen und wehrlosen Überlebenden von Hitlers Holocaust aus; dort erpreßten jüdische Millionäre aus Amerika ein kleines Alpenvolk, das einst demselben Hitler tapfer getrotzt hatte. Wie zeitgenössische Karikaturen zeigen, wurden solche Bilder von David und Goliath in der Schweiz bereits unmittelbar nach dem Krieg gepflegt, als ihre finanziellen Verflechtungen mit den Nazis erstmals zur Diskussion standen. Solche Feindbilder sagen viel mehr über das Selbstbild aus als über den Charakter des Konflikts. In diesem fixierten sich manche Schweizer derart auf den amerikanisch-jüdischen Gegner, daß sie die Dimensionen verloren und die andere Seite dämonisierten. Auch wenn gewisse juristische Praktiken wie die Kollektivklage fremdartig oder diskutabel sein mögen, bleiben die USA ein demokratischer Rechtsstaat, in dem nicht einmal der Präsident vor einem Prozeß sicher ist. Zudem waren die Schweizer Banken wohl in den USA »erpreßbar«; aber sie konnten nicht zuletzt deshalb in Übersee unter Druck gesetzt werden, weil sich auch in allen übrigen Ländern niemand fand, der zu ihrer Verteidigung antreten mochte. Nicht nur die amerikanische, auch die gesamte europäische Öffentlichkeit begrüßte die Globallösung als späte Gerechtigkeit für jüdische Opfer.

Mag der World Jewish Congress (WJC) an Profilierungssucht in eigener Sache leiden; mögen amerikanische Anwälte an lukrativen Klagen interessiert sein; mag ein New Yorker Senator auf Stimmenfang gehen – das alles wissen die Amerikaner auch, und doch hielten sie das Anliegen von umstrittenen Figuren wie dem WJC-Präsidenten Bronfman, dem Anwalt Fagan oder dem Politiker D'Amato für gerechtfertigt. Das bedeutet nicht, daß sie deren Stil oder gar Person unterstützten; der republikanische Senator wurde abgewählt, und die Advokaten der Kollektivklage waren untereinander nicht zuletzt deshalb uneinig, weil einige auf ein Honorar verzichteten und dies auch von ihren Kollegen verlangten. Ungeachtet solcher Differenzen galt der harte politische Kampf gegen die Schweizer Banken weit über die betroffenen Kreise hinaus als legitim, ja als unumgänglich – und dies nicht nur wegen des Fehlverhaltens in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die bei Ausbruch der Debatte unvorstellbare hohe Summe von 1,25 Mrd. Dollar für eine Globallösung stellte nicht oder höchstens teilweise die Schulden und Bußen der Banken von einst dar, sondern den

»Ablauf« für ein ganzes Land, der gerade wegen der nach 1996 gemachten Fehler so hoch ausgefallen ist.

---

### Mangelnde Betroffenheit

---

Die Schweiz hat auf der Weltbühne einen publizistischen Kampf geführt, der von Anfang an kaum zu gewinnen war: Die Juden sind das Hauptopfer des größten Verbrechens der Weltgeschichte und können damit zu Recht auf Voreingenommenheit zu ihren Gunsten zählen, wenn es um die Beurteilung der Kriegsjahre geht. Angesichts der ersten Anfragen des WJC, die notabene noch unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfanden, angesichts der ersten Pressekommentare hätte es insofern für die Banken und die offizielle Schweiz nur eine korrekte Reaktion gegeben: Betroffenheit. Die Aussagen über die ersten Gespräche von 1995/96 zwischen dem WJC und der Schweizerischen Bankiervereinigung sind widersprüchlich, aber es ist offensichtlich, daß sich Bronfman und seine Mitstreiter nicht nur übergangen, sondern auch respektlos behandelt fühlten. Erst danach, im Frühling 1996, kam Senator D'Amato als öffentlich wirksamer Ankläger ins Spiel: Die Kampagne begann anzulaufen. Fortan traten Schweizer Repräsentanten von einem Fettnäpfchen ins nächste, womit sie der Weltöffentlichkeit zu beweisen schienen, daß das Land nicht nur seit 1933 erheblichen Dreck am Stecken hat, sondern sich auch hartnäckig weigerte, dies zuzugeben. Fatal war 1996 die hochmütige Etikette »Peanuts«, mit der ein Bankenvertreter die nachrichtenlosen Vermögen abtat, ja geradezu eine Einladung, über die berechtigten und für die Betroffenen nicht so unbedeutenden Ansprüche von einzelnen hinauszugehen. Fatal war das Wort »Erpressung«, mit dem Bundesrat Delamuraz zum Jahreswechsel 1997 die Kampagne gegen die Schweiz bezeichnete und so die im In- und Ausland völlig divergierende Wahrnehmung offenbarte – denn wie sollen arme, während fünfzig Jahre um ihr Erbe geprellte Juden mächtige, global tätige Banken erpressen können? Fatal war der Fall des Wachmanns Meili, der bei einer Großbank Akten aus den dreißiger Jahren vor dem Reißwolf bewahrte; in der Schweiz wurde er auf den Schnüffler reduziert, der seine Pflicht nicht erfüllt hatte, von außen betrachtet war er aber der Held, der verhinderte, daß die Banken Kompromittierendes vertuschten.

Warum reagierten die Schweizer, zuerst die Banken, dann Regierungsvertreter, zuletzt fast alle, so ungeschickt auf Vorwürfe und kritische Situationen? Weshalb wurden im Ausland die sehr kostspieligen, konkreten Maßnahmen kaum gewürdigt, die ergriffen wurden: Bergier-Kommission (mindestens 22 Mio. Fr.), Volcker-Kommission (300 Mio. Fr.) und interne Bankabklärungen (rund 500 Mio. Fr.), ein von der Wirtschaft im Frühjahr 1997 gespeister Spezialfonds zugunsten bedürftiger Holocaust-Opfer (270 Mio. Fr.), die von der Regierung gleichzeitig angekündigte »Stiftung für Solidarität« mit einem Kapital von 7 Mrd. Franken, dessen Zinsen im In- und Ausland verwendet werden sollen? In mancher Hinsicht wurden die Schweizer Opfer ihrer hölzernen Korrektheit: Wir wollen zuerst abklären und dann zahlen, denn wir wollen ganz genau wissen, wofür wir zahlen müssen – und natürlich auch spätere weitere Forderungen vermeiden. Die »Verzugszinsen«, die in dieser Zeit anfallen, schmerzen zwar, wiegen aber weniger schwer als eine rechtzeitige, das heißt frühzeitige Geste des Kniefalls. Bestimmt hätte der Druck nachgelassen und das Klima sich verbessert, wenn wichtige Repräsentanten des Landes 1996 oder 1997

vor CNN-Kameras gestanden wären und zerknirscht erklärt hätten: »*We deeply regret...*« – wie es am 7. Mai 1995 Bundesrat Villiger, wenn auch gewunden, vor einem nationalen Publikum noch tun konnte. Solche Entschuldigungsrituale gehorchen den amerikanischen Regeln der Öffentlichkeitsarbeit, werden aber in der Schweiz – unter Vernachlässigung ihrer symbolischen Kraft – eher als verlogen empfunden. Zudem wurde eine solche Geste schon bald aus innenpolitischen Gründen sehr schwierig; letztlich kosteten 1,25 Mrd. Dollar von privaten Firmen die Nation weniger als eine gouvernementale Demonstration der Demut.

---

### Das Schweizer Geschichtsbild

---

Damit ist aber der entscheidende Punkt berührt. Viele Schweizer, wohl die Mehrheit im Lande, waren nicht gewillt, sich zu entschuldigen, und sie empfanden auch wenig eigene, direkte Betroffenheit durch das Schicksal der Juden.<sup>2</sup> Das war und blieb – in dieser Wahrnehmung – ein Problem für die Deutschen und diejenigen Länder, deren jüdische Bürger millionenfach umgebracht worden waren. Letztlich sind es die fundamental andere Erfahrung der Kriegsjahre ebenso wie ihre historiographische und populäre Aufarbeitung, welche die völlig konträren Standpunkte von Schweizern und Juden erklären. Es ist gerade mit Rücksicht auf die Leistungen der Aktivdienstgeneration wichtig zu betonen, daß es hierbei nicht nur um Geschichtsdeutung geht, sondern auch um historische Erfahrungen. Unsere Eltern und Großeltern sind nicht einfach Opfer von – wie es heute häufig heißt – »Geschichtsmythen«; sie haben weder berechnend die Geschichte gefälscht noch waren sie einfach zu dumm, um die Realität zu erkennen. Dennoch war das während fünfzig Jahren vorherrschende Geschichtsbild einseitig, als Ergebnis einer konkreten Erfahrung, aber auch mangels Korrektur durch eine offene Debatte. Die Schweizer erlebten Hitler als Bedrohung für den demokratischen Rechtsstaat und ihre Staatsidee, die sich völkischen Kriterien entzog. Sie beobachteten die nazistische Judenpolitik in der Regel mit Abscheu, als eines von vielen Elementen barbarischer Willkür, aber nie, selbst nach Auschwitz nicht, als das zentrale. Die Schweiz erlebte den Krieg als Bedrohung für einen mehrsprachigen Kleinstaat; damit einerseits in der alten Tradition der nationalstaatlichen Kriege, in denen sich die Neutralität als plausible Haltung herausgebildet hatte; andererseits aber als modernes Arrangement totalitärer Ideologien in Deutschland, der UdSSR und Italien, welche mit erklärter, vereinter Verachtung für den westlichen Parlamentarismus und das Versailler System die Klein- und Mittelstaaten Europas unter sich aufteilten und als souveräne Gebilde eliminierten.

Schalmeienklänge begleiteten ab 1933 diese Politik, und die reife politische Leistung der meisten damaligen Schweizer bestand darin, sie von Anfang an oder doch bald entschieden zurückzuweisen. Unter allerdings historisch bedeutend günstigeren Voraussetzungen fand die völkisch-rassistische Kakophonie hierzulande ungleich weniger Gehör als etwa in Österreich: Die Wahrung der staatlichen Souveränität vereinte alle bedeutenden politischen Kräfte des Landes. Gerade deswegen darf aber dieses nationale Engagement nicht – wie es zu oft geschieht – als abschließliches Kriterium für eine »senkrechte« Gesinnung betrachtet werden. Denn manche, die mit der Waffe in der Hand gegen einen deutschen Invasoren gekämpft hätten, waren denselben Nachbarn und dem totalitären Zeitgeist gegenüber zu großen, sehr großen Konzessionen bereit, die an das Wesen des Schweizer Staates

gerührt hätten: parlamentarisches System, Parteienwesen, Pressefreiheit. Nicht jeder »Patriot« hatte dieselben Vorstellungen von dem, was unabdingbar seine Heimat ausmachte.

Dies zu gewärtigen ist deshalb wichtig, weil nach dem Krieg die militärische Abwehrbereitschaft zum entscheidenden Kriterium für die Deutung der überstandenen Bedrohung wurde – und zusätzlich als Prophylaxe gegen die neue aus dem Osten überhöht wurde. Das mag rückblickend selbstverständlich erscheinen, war es aber keineswegs für die damals Handelnden, die noch geprägt waren durch den klassenkämpferischen Generalstreik von 1918, den Pazifismus der Zwischenkriegszeit und die bis 1935 programmatische Ablehnung der Armee durch die wählerstarke Sozialdemokratie. Angesichts dieser mentalen Hindernisse war die Wehrbereitschaft in den Jahren der Bedrohung – ungeachtet aller materiellen Mängel – tatsächlich eine anerkennungswürdige Leistung und besetzte darum, als nicht selbstverständliche, mit Opfern verbundene solidarische Tat, einen so großen Platz im kollektiven Gedächtnis. Langfristig verhängnisvoll wurde allerdings, daß die tatsächliche Leistung, die Wehrbereitschaft, zu einer imaginierten aufgewertet wurde: dem Wehrerfolg. Die unerschrockenen Soldaten im Alpenreduit hielten Hitler vom Angriff auf die Schweiz ab – dieses Bild wurde implizit und ausdrücklich den Nachgeborenen vermittelt, nicht zuletzt deshalb, weil man sich gar keine andere Erklärung für die wunderbare Verschonung geben konnte – oder wollte. Wie ein Blick in die noch 1998 unverändert aufgelegte »*Encyclopaedia Britannica*« zeigt,<sup>3</sup> wurde diese verklärte Sichtweise auch im Ausland unkritisch übernommen. Der vermeintlich selbstverdiente Erfolg überstrahlte schon bald, trotz Mahnungen hellhöriger Eidgenossen, die Dankbarkeit gegenüber den Alliierten, das Verständnis für die geschundenen Völker Europas, die Erinnerung an die – im sogenannten »Ludwig-Bericht« von 1957 an sich früh thematisierte – Flüchtlingspolitik. Um so eher geschah dies, als es gerade bei der Flüchtlingsbetreuung große Leistungen vor allem von Schweizerinnen gab, die in der humanitären Tradition des Landes gedeutet werden konnten. Was die Außenwelt betraf, so dominierte während des Kalten Krieges die Erinnerung an das für Europas Kleinstaaten fürwahr verhängnisvolle Scheitern des Völkerbunds. Die Absage an die UNO war die Konsequenz dieser Erfahrungen, womit Schillers Tell und damit scheinbar bester helvetischer Tradition nachgelebt wurde: »Der Starke ist am mächtigsten allein.«

---

### Die jüdische Erfahrung

---

Wie anders dagegen die Erfahrung und das Geschichtsbild der Juden, die man millionenfach hinhinrichten durfte, ohne daß sich eine Stimme, geschweige denn ein Arm erhob. Weshalb sollten sie die Schweizer, welche in scheinbarer Sicherheit sie, die äußerste Not litten, zurückwiesen, in einer anderen Kategorie erfassen als ihre unmittelbaren Nachbarn in Deutschland oder den besetzten Staaten, die ebenfalls wegschauten und an das eigene Überleben dachten – oder gar noch mit »arisiertem« Besitz oder nachrichtenlosen Vermögen Geschäfte machten? Während sich die Eidgenossen, wegen ihrer Wehrbereitschaft, kollektiv auf der Seite der Alliierten wähnten, konnte für die Juden nur derjenige Dankbarkeit ernten, zu den »Gerechten« zählen, der mit der Waffe in der Hand (oder – wie der deswegen gemäßregelte Schweizer Konsul Carl Lutz in Budapest – mit gefälschten Kollektivpässen) wenig-

stens noch ein paar Überlebende aus Hitlers Hölle rettete – nicht aber der Zuschauer südlich der Rheingrenze, der de facto sein Bajonett gegen Flüchtlinge gerichtet hielt und nicht gegen Landser.

Vor diesem Hintergrund sind die Fälle Joseph Spring und Charles Sonabend zu verstehen, zwei Flüchtlinge, die im Krieg nach geglücktem Grenzübertritt wieder ausgeschafft worden waren und Angehörige verloren hatten. Ihre Schadenersatzforderung wurden von Bundesrat und Bundesgericht aus formalen Gründen abgewiesen, aber über die Parteienentschädigung materiell befriedigt. Bei ihrer Klage auf Genugtuung zeigt sich, daß es – um den gefährlichen Volksmund zu zitieren – »den« Juden eben nicht »nur« ums Geld geht, sondern darum, einen offiziellen Schuldspruch zu erlangen und uns dadurch dazu zu bringen, daß wir endlich unsere Verantwortung erkennen; das heißt, daß wir – als Schweiz, als Schweizer – damals und danach nicht richtig gehandelt haben, und daß diese keine Bagatelle ist. Wir hätten es in der Hand gehabt, mehr Juden zu retten und den Überlebenden zu helfen, oder wenigstens ihnen nicht gleichgültig oder abweisend zu begegnen – und wir haben das nicht getan. Nicht nur das, wir haben diese Haltung seit 1995 immer wieder gerechtfertigt, mit Hinweis auf die Staatsraison die einen, die anderen in der stolzen Überzeugung, daß wir in der schwierigen Zeit 1933 bis 1945 im wesentlichen das Richtige getan haben; und diesen Standpunkt kann ein Jude nicht akzeptieren. Auch ein Schweizer würde es selbst nach 50 Jahren nicht vergessen, wenn sein Volk systematisch erniedrigt, beraubt und vernichtet worden wäre.

Aus dieser Perspektive ist der polemische Spott eines WJC-Vertreters zu verstehen, der festhielt: »World War II was a fight between Good and Evil – and Switzerland chose to stay neutral.« Diese manichäische Deutung ergibt sich aus dem jüdischen Schicksal, und sie hat, in ihrer Betonung des einzigartigen Zivilisationsbruchs, in den letzten zwei Jahrzehnten starke Verbreitung gefunden. Aber sie wird beispielsweise den Balten, Polen, Finnen oder Rumänen nicht gerecht; deren Überlebenskampf zwischen zwei menschenverachtenden Diktatoren war für die Schweizer Kriegsgeneration prägender und geistig näher als die anonyme Vernichtung der – zudem ungeliebten – Juden.

Weshalb aber erwies sich die schweizerische Deutung auch in anderen europäischen (Klein-)Staaten als nicht länger glaubwürdig? Gerade weil sie fast alle ebenfalls Hitlers Opfer geworden waren und daher seit dem Krieg mit Mißtrauen auf die Neutralität blickten; ein Mißtrauen, das ein ebenso vorsichtiger wie patriotischer Beobachter wie der Germanist Karl Schmid 1946 den Schweizern empfahl, weil sie mit der Neutralität »auch materiell am besten gefahren« waren.<sup>4</sup> Wie würden denn wir die Geschichte beurteilen, wenn die deutschen Truppen 1940 den südlichen Weg gewählt hätten? Um von den immensen anderen Opfern abzusehen und bei den aktuellen Streitpunkten zu bleiben: Die Reichsbank hätte damals die Goldreserven unserer Zentralbank als »freiwilligen Beitrag« an den Kampf gegen den Bolschewismus einkassiert; falls die Nationalbankiers eines glücklicherweise nicht besetzten neutralen Staates dasselbe Gold angekauft hätten, obwohl sie um die Herkunft wußten, würden unsere Vorfahren es nach dem Kriegsende empört zurückverlangt haben; wenn noch 1998 nicht nur rechtsbürgerliche Apologeten, sondern auch Wissenschaftler in jenem Land diese Praxis mit Hinweisen auf völkerrechtliche Grauzonen rechtfertigten,<sup>5</sup> so würden wir ob so viel Starrsinn vielleicht betreten schweigen, aber uns gewiß unsere Sache denken.

---

## Unvermeidlicher Zusammenprall

---

Die aufgrund divergierender Erlebnisse völlig unterschiedlichen Geschichtsbilder haben den Konflikt der letzten Jahre gleichsam unvermeidlich und ausgesprochen bitter gemacht, wobei die Schweiz von Anfang an schlechte Karten besaß: Nicht ihr Selbstbild von tapferen Alpensöhnen beherrscht seit gut zwei Jahrzehnten die Deutung der Kriegszeit, sondern – nicht grundlos – der Völkermord an den Juden, der über Filme und Museen gerade in Amerika Teil der nationalen Identität geworden ist. Aber auch diesseits des Atlantiks und in der Schweiz selbst war das traditionelle Schweizbild längst brüchig geworden, und schon der unregelmäßige Leser ausländischer oder linker Zeitungen ahnte, welche unangenehmen Alternativen vor allem dank des Finanzplatzes bereit standen. Es bedurfte nur einiger polternder Auftritte eines schlitzohrigen Senators, damit diese endgültig zum Gemeinplatz wurden, und insofern ist es müßig, größere Emotionen auf D'Amato zu verwenden: Er war ein unbedarfter und unverschämter Auslöser einer nationalen Debatte, die schon lange anstand und geführt werden mußte. Wie harmlos lesen sich heute, nach einer Kaskade von Vorwürfen bis hin zum kollektiven Naziverdacht, die noch vor kurzem so heftig und oft mit helvetischer Unduldsamkeit angefeindeten Revisionsbemühungen eines Schriftstellers wie Niklaus Meienberg, eines Historikers wie Hans Ulrich Jost. Wieviel Reputation, wieviel Energien, wieviel Emotionen und, buchhalterisch betrachtet, wieviel Geld hätten die Schweizer in den letzten vier Jahren gespart, wären sie früher gelassener auf im Land selbst vorgebrachte Einwände eingegangen und hätten sie diese mit Freude am intellektuellen Streitgespräch erörtert, um sowohl abgeklärt als auch betroffen, wie dies etwa die Schweden konnten, auf die Anklagen aus dem Ausland reagieren zu können! Wie verhängnisvoll wirkten sich nun einstige Tabus aus, gar die manchmal aktive Obstruktion wissenschaftlicher Forschung durch die Behörden!<sup>6</sup> Symptomatisch unterscheidet sich auch die Bestrafung von Carl Lutz und anderer unorthodoxer Judenretter wie Paul Grüninger vom schwedischen Kult um Raoul Wallenberg. Nach ihm ist der Platz benannt, an dem das »United States Holocaust Memorial Museum« steht; aussichtslos dagegen in Washington die Suche nach dem Mann, den sich die Schweiz zum Helden erkor: General Guisan.

---

## Der Fehler der Aktivdienstgeneration

---

So wurde nach 1995 um der nationalen Ehre willen um viel zu weit vorgelagerte Stellungen gefochten, an deren Bedeutung selbst die Führung nicht mehr glaubte; und während dabei wichtige Ressourcen gebunden blieben und verheizt wurden, stießen die Gegenspieler immer wieder bis tief ins Hinterland vor, wo keine einheitliche Verteidigungslinie bestand, welche die eigenen Bedingtheiten richtig eingeschätzt hätte. Dies war der eigentliche Fehler der Aktivdienstgeneration. nicht die manchmal unvermeidlichen, manchmal fragwürdigen Kompromisse mit den Nazis im Krieg, sondern die Monopolisierung des »richtigen« Geschichtsbildes durch diejenigen, die »dabei« gewesen waren. Das war nur möglich, weil die Kriegserfahrung sich – zurückblickend – scheinbar nahtlos in die heroische Widerstandstradition seit Tell und Rütli einfügte und – vorausblickend – die antikommunistische nationale Kohäsion der »Zauberformel« vorwegnahm; vor allem aber, weil die Schweiz vom realen Krieg verschont blieb, also von Niederlage, Demütigung, Kollaboration,

Bürgerkrieg und Befreiung von außen. Stolz auf eine bestandene Bewährungsprobe: das machte die Schweiz tatsächlich zu einem Sonderfall, das brachte als helvetisches Unikum die »Aktivdienstgeneration« hervor mit ihrem nicht hinterfragbaren Nimbus der Unbesiegbarkeit, das erklärt die von Kritikern als »Feier des Kriegsausbruchs« bewußt mißverständene Diamantfeier von 1989 zum Gedenken an die mit persönlichen Opfern verbundene patriotische Tat. Während so bei allen anderen, geschundenen Völkern die Zeitzeugen ihre qualvollen Erinnerungen hintan stellten oder sie zumindest durch eine – im ursprünglichen Sinn des Wortes – kritische professionelle Geschichtsschreibung ergänzen und relativieren ließen, gelten solche Bemühungen hierzulande bis heute für viele Bürger als Nestbeschmutzung oder unfundierte Besserwisseri von Nachgeborenen, welche den »Geist« von damals nicht verstehen können. Gewiß spielte bei solchen Abwehrreaktionen auch die Furcht davor mit, die 68er Linke würde eine revisionistische Historiographie politisch instrumentalisieren – aber hat nicht die konservative Instrumentalisierung der Vergangenheit unser Land in eine viel lähmendere Orientierungskrise und Immobilität geführt?

Vertreter der Aktivdienstgeneration hielten bis in die achtziger Jahre wichtige Positionen in Staat und Gesellschaft inne. Das Problem ihrer Nachfolger, der heute Verantwortlichen, war nicht, wie die Hardliner monieren, ihre Nachgiebigkeit wegen fehlender Geschichtskennntnisse; sondern es war ein einseitiges Geschichtsbild, von dem sie früh ahnten, daß es zu positiv und deshalb kaum – oder nur mit rechtsbürgerlicher Intransigenz – zu verteidigen war. Gleichzeitig aber fehlte den exponierten Politikern und Wirtschaftskapitänen der solide Grund eines seriös revidierten Geschichtsbildes, um denjenigen Anklagen zu begegnen, die in die entgegengesetzte Richtung einseitig und unfundiert waren. Die Bergier-Kommission war der Versuch, den Verantwortlichen und der Nation diesen festen Boden unter den Füßen wieder zu geben. Aber er kam zu spät, und verständnislos kann man dem Argument der Gegenseite kaum begegnen, die nicht warten will, bis die Schweiz nach über fünfzig Jahren die dunkleren Seiten ihrer Vergangenheit breit aufarbeitet, bevor sie eine Zahlung vornimmt, die noch lebenden Opfern des nazistischen Rassenwahns nützen soll.

---

### Weshalb gerade jetzt?

---

Auch wenn die historischen Abklärungen der UEK nicht die unmittelbare außenpolitische Entlastung brachten, die manche wohl erhofft hatten, tragen sie zu einem abgeklärten Blick auf unsere jüngere Vergangenheit bei, der notwendig ist, um die drängenden Probleme der Zukunft zu bewältigen. Der Zweite Weltkrieg ist nicht nur für das bisherige Schweizer Selbstbild zentral, sondern in der Nachkriegszeit auch grundlegend für die Innenpolitik (von der Agrarpolitik zur Altersfürsorge) und die gesamte Außenpolitik. Hätten die deutschen Truppen im Mai 1940 den Weg über die Schweiz gewählt, so wäre unser Land heute integraler Bestandteil nicht nur der UNO, sondern auch der EU und der NATO. Nicht zufällig decken sich die Fronten in der Geschichtsdebatte weitgehend und jenseits des bloßen Links-Rechts-Schemas mit denen in der Integrationsfrage: Nationale Unabhängigkeit, Ehre und Würde sind den einen Leitplanken im Kampf gegen amerikanische Erpressungen wie Brüsseler Bürokraten, und sie werfen den Großbanken Nachgiebigkeit aus Geschäftsinteresse und damit Verrat an diesen Idealen vor. Umgekehrt darf es nicht überraschen, wenn das Wirtschaftsmagazin »Cash«, das junge, international orientierte und kaufkräftige

Kreise anspricht, beim Zertrümmern von »Geschichtsmythen« zuvorderst mit dabei war. Hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Funktion betrachtet, waren diese »Mythen« nach dem Krieg vonnöten, um diejenigen Angehörigen der Eliten, die vom Totalitarismus oder zumindest Autoritarismus versucht worden waren, wieder im Volksverband zu integrieren und die Nation im antikommunistischen Abwehrkampf zu einen. Ebenso funktionalistisch argumentiert, ist das isolationistische, militaristische Geschichtsbild für eine globalisierte Wirtschaft und Gesellschaft zu einem Ballast geworden, der nun mit Getöse abgeworfen wird. Zynisch formuliert, lohnt sich für die betroffenen Branchen die Globallösung als Milliardeninvestition in einen globalen Markt mit seinen medialen Kriterien der Korrektheit mehr als die weitere Subventionierung der protektionistischen eidgenössischen Agrarpolitik oder einer aufwendigen Milizarmee, wie sie unter anderen politischen Vorzeichen lange opportun schienen.

Da diese realen und symbolischen Umstellungen weitherum Verunsicherung schaffen, ist es für die nationale Kohäsion sehr willkommen, wenn Schuldige an diesem schmerzhaften Prozeß im Ausland zu finden sind. Die Schweizer verstehen sich, mangels objektiver Kriterien wie Sprache oder Konfession, seit jeher gerade in ihrer Andersartigkeit als Nation; sie brauchen die Abgrenzung, Feindbilder und eine fünfte Kolonne daher womöglich noch mehr als andere Völker, erst recht, seitdem der einheitsstiftende »böse Feind« in Moskau weggefallen ist. Es ist ebenso auffällig wie bedauerlich, daß dem Antisemitismus bei dieser verunsicherten Selbstvergewisserung eine ähnliche Rolle zukommt wie bei der Ausprägung nationalstaatlicher Ideologien im Europa des 19. Jahrhunderts. Doch selbst wenn Antisemitismus und Antiamerikanismus vorübergehend an die Stelle jahrzehntelanger Germanophobie treten, so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geschichtsdebatte im Kern eine innenpolitische ist. Die Frage, ob und zu welchen Anteilen militärische Abwehrbereitschaft, Neutralität oder wirtschaftliche Kooperation, Isolation oder Integration die Schweiz in den Kriegsjahren vor dem Schicksal fast ganz Europas bewahrt haben, berührt den Nerv unserer Orientierungskrise; die gemeinsame, in schmerzhaftem Streit erarbeitete Antwort darauf wird unsere schwierige Wahl zwischen traditioneller Souveränität und supranationaler Einbindung begleiten – und rechtfertigen. Falls sich in Europa, was nicht gewiß ist, eine dauerhafte supranationale Ordnung etablieren sollte, so wird man dereinst rückblickend die Schweizer Weltkriegsdebatte ebenso wie – mutatis tamen mutandis – die aktuelle Auseinandersetzung um die FPÖ als (letzte?) Abwehrreflexe kleinstaatlicher Ordnungen beurteilen, die im Unterschied zu großen, homogenen Ländern die nationale Souveränität als unabdingbar ansehen, damit ihre Stimme im Chor der Völker vernehmbar bleibt.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> In dieser Zeitschrift hat der Autor auf dem Höhepunkt der Spannungen eine erste Analyse vorgelegt (Des Schweizer Krieg: Ablauf und Ursachen einer schmerzhaften Debatte, in: Europäische Rundschau 2/97, S. 9–20).

<sup>2</sup> Bezeichnend nicht nur für die Schweizer, sondern auch für ihre Wahrnehmung im Ausland ist der Titel, mit dem die »Herald Tribune« am 14. März 2000 eine Umfrage kommentierte: »Study Shows 45% of Swiss Believe No Apologies to Jews Are Necessary.«

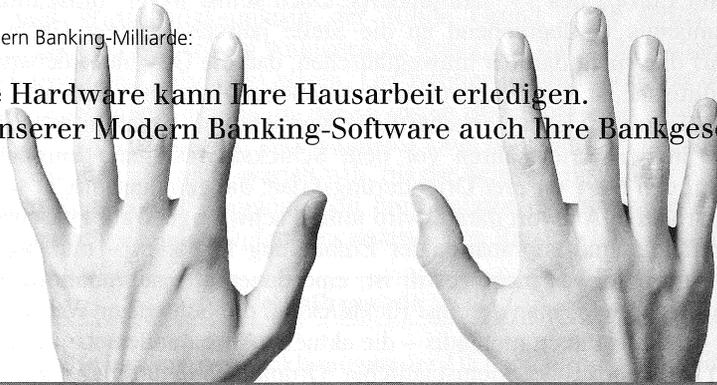
<sup>3</sup> The New Encyclopaedia Britannica, 15. Aufl., Bd. 28, Chicago 1998, S. 355: »Despite being surrounded by Nazi and fascist enemies, Switzerland survived as the only democratic state in central Europe. Three factors were mainly responsible for this. First, if invaded, the Swiss would have destroyed the road and rail links through the Alps. Second, the Swiss army was a formidable fighting force. Finally, the Swiss army would have used the country's Alpine topography to its own advantage.«

- <sup>4</sup> Karl Schmid, Ein Jahrhundert Bundesstaat, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 1 (1926–1950), hg. v. Thomas Sprecher und Judith Niederberger, Zürich 1998, S. 229.
- <sup>5</sup> Vgl. Jean-Christian Lambellet, Le mobbing d'un petit pays. Onze thèses sur la Suisse pendant la Deuxième Guerre mondiale, Lausanne 1999, insbes. S. 128–132.
- <sup>6</sup> Vgl. Sacha Zala, Gebändigte Geschichte. Amtliche Geschichte und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität. 1945–1961, Bern 1998.

Bank Austria

Die Modern Banking-Milliarde:

Diese Hardware kann Ihre Hausarbeit erledigen.  
Mit unserer Modern Banking-Software auch Ihre Bankgeschäfte.



**Linke Hand an rechte Hand:** „Die Modern Banking-Milliarde macht's möglich: Ab sofort können wir per Telefon, Computer oder Handy alle Bankgeschäfte selbst in die Hand nehmen – ohne zeitaufwendige Bankwege und über die Öffnungszeiten hinaus.“ **Rechte Hand an Großhirn:** „Ich greife gleich in die Tasten: <http://www.bankaustria.com>“

**Mehr Bank mehr Chancen.**